Nachbarskinder.

Roman von B. W. Zell.

(3. Fortsetzung.)

So war fast eine Stunde vergangen, und erst als die alterthümliche Kaminuhr dröhnend zum Stundenschlage anhob, war sich die Dame bewußt, wie lange sie geweilt. Hastig erhob sie sich plötzlich.

„Ich habe Sie und Ihre kostbare Zeit so lange in Anspruch genommen," sagte sie entschuldigend, und blickte ihn dabei bittend, fast wie ein Kind, das Ungehöriges gethan, an. Ein leises Roth stieg in sein Gesicht. Was doch diese Frau für seelenvolle Augen hatte. Wenn sie sich des schwersten Vergehens schuldig gemacht, müßte doch ein solcher Blick ihr sofort volle Verzeihung sichern — dieser Gedanke flog durch sein Hirn, als er jetzt halb verwirrt entgegnete:

„Aber gnädige Frau haben doch nur mich zu großem Dank verpflichtet durch Ihr Verweilen — es war eine so anregende Plauderstunde, wie sie mir selten vergönnt wird."

„Ich habe nur empfangen, nicht gegeben", sagte sie einfach. „Mir war's, als hätte ich eine genußreiche Stunde in einem Kunstkabinet unter vorzüglichster Führung verbracht — nehmen Sie meinen freundlichen Dank. Und nun möchte ich Sie keine Minute länger aufhalten, mein Herr. Wenn das Halsband fertig, benachrichtigen Sie mich wohl gefälligst, mein Name und die Wohnung —"

„Ich kenne Beides," sagte er sich verneigend.

„Ah! lächelte sie. „Trotz meiner Isolitheit? Aber wir sind eben in S. Leben Sie wohl, mein Herr, und nochmals besten Dank."

Sie nickte ihm mit leichter Neigung des Hauptes zu, Paul verneigte sich tief und schlug die Portiere vor ihr zurück. Dann geleitete er sie durch den Laden, in dem der redselige Kunde noch immer wählte und feilschte, und noch lange, nachdem die graziöse Figur der Dame seinen Blicken entschwunden, stand er auf derselben Stelle und schaute die Straße hinunter. Wie gern hätte er bei ihrem letzten freundlichen Blick gesagt: Auf Wiedersehen! — aber das wagte er nicht. Sie war auch zuletzt so ganz „Kundin" gewesen — „wenn das Collier fertig, benachrichtigen Sie mich wohl" — wie kühl, wie vornehm das geklungen hatte! Was wollte er denn auch? Sie war zum Juwelier gekommen, um eine Bestellung zu machen, andere Beziehungen gab es nicht zwischen ihnen.

Leise aufseufzend wandte er sich endlich dem langweiligen Kunden im Laden zu und beschleunigte durch sein Eingreifen dessen endliche Abfertigung. Dann nahm er das Kreuz Frau von Sieven's, erfreute sich noch einmal an dem Gefunkel der wundervollen Steine und legte das offene Etui mit dem Schmuckstück sodann in den Glaskasten, der im Laden auf einem der Tische stand. Darauf ging er wieder in sein Arbeitszimmer, um die Zeichnung für Baron Zernikow zu vollenden, dem daran gelegen war, sein Collier baldmöglichst zu erhalten.

Eben als Paul Weldingen die letzten Linien an den Ornamenten ziehen wollte, ward ihm bereits der Baron gemeldet. So trat er demselben denn mit der fast vollendeten Zeichnung entgegen, die den vollen Beifall des Besitzers fand.

„Also bald, recht bald, Herr Weldingen! Wann darf ich kommen, das Halsband abzuholen? fragte er dann zuletzt, nachdem alles Uebrige vereinbart worden war.

„In vierzehn Tagen etwa, Herr Baron," gab Paul zur Antwort. „Obwohl wir gerade jetzt mit Bestellungen überhäuft sind, hoffe ich es doch bis dahin bestimmt fertig zu stellen, da Sie Beschleunigung wünschen."

„Nun gut, in vierzehn Tagen." Damit reichte Baron Zernikow freundlich dem Juwelier die Hand über den Ladentisch herüber, wendete aber schnell den Blick, da ein intensives Strahlen von seitwärts her sein Auge blendete, und schaute interessirt auf das Kreuz der Frau von Sieven, das da unter der Glasscheibe lag.

„Tausend ja — was haben Sie da für prachtvolle Brillanten," rief der Baron, sich niederbeugend, fuhr aber sofort zurück. „Ein Kreuz — dies Kreuz — wie kommt das hierher, Herr Weldingen? Ist es Ihr Eigenthum und verkäuflich?"

„Nein," erwiderte der Kaufherr jetzt. „Es ward mir gebracht, damit ich die Steine zu einem Halsband verwende."

„Und wem gehört es?"

„Einer Frau v. Sieven."

„Frau von Sieven — von Sieven," murmelte Baron Zernikow, „ich kenne den Namen nicht. Lebt die Dame auf einem der Güter in der Umgegend?"

„Nein, hier in S."

„Und der Gemahl?"

„Frau von Sieven ist Wittwe, soviel ich weiß."

„Ah! Würden Sie mir wohl die Adresse der Dame geben? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ganz entzückt bin von diesem Kreuz. Vielleicht entschließt sich die Dame, es zu verkaufen."

„Das glaube ich kaum," entgegnete Paul Weldingen, unangenehm berührt durch des Barons sonderbar heftiges Benehmen. „Die Dame lebt anscheinend in sehr guten Verhältnissen und will, wie sie mir sagte, das mit diesen Steinen geschmückte Halsband im nächsten Winter viel tragen."

„Es käme doch auf den Versuch an. Bitte also um Angabe der Wohnung," versetzte der Baron hartnäckig. „Oder wollen Sie mir dieselbe nicht angeben?"

„Ich habe keinen Grund sie, zu verschweigen, Herr Baron. Frau v. Sieven wohnt Königin-Allee No. 20."

„Ich danke Ihnen, Herr Weldingen. Adieu. Also in 14 Tagen!"

Paul verneigte sich zustimmend. Baron Zernikow aber sah es nicht, denn er war bereits davongestürmt.

„Wie unangenehm mir das ist," sprach Weldingen leise vor sich hin. „Frau von Sieven wird denken, ich habe ihr Brillantkreuz in aller Welt herumgezeigt und dieser exaltirte Baron wird sie mit seiner Kaufbegier und seiner Zähigkeit sicher wohl sehr belästigen, denn verkaufen wird sie das kostbare Stück sicherlich nicht. Ich wollte nur, ich hätte es gleich drin im Arbeitszimmer verwahrt und es nicht erst hier zur Schau gelegt." Damit nahm er das Kreuz und schloß es in seinen Juwelenschrank ein.

5.

Baron Plessenburg schritt in hochgradiger Aufregung, dicke Rauchwolken aus der langen Pfeife emporwirbelnd, in seinem Zimmer auf und nieder. Vor ihm auf dem Tische lag ein Brief, der ihm vor einer Stunde vom Postboten eingehändigt worden war und den er seitdem mindestens zehnmal durchgelesen hatte, obgleich er die wenigen Zeilen längst auswendig kennen mußte. Der Brief war von seinem alten Freunde, dem Grafen Schlohden, Kammerherrn des jungen Fürsten W. und lautete:

Schloß Werdau, den 10. Mai.

Mein alter Junge!

Wir rüsten uns soeben zur Abreise nach S. Mein Fürst wünscht die Reise inkognito zu machen und gedenkt in S. als Graf Solms aufzutreten. Das dürfte auch deiner Tochter die nöthige Unbefangenheit erhalten. Deine Frau kann ja in den wahren Sachverhalt eingeweiht werden, denn so wie ich den Charakter und die Leidenschaftlichkeit meines fürstlichen Gebieters kenne, dürfte er nur als Verlobter nach Schloß Werdau zurückkehren. Glück auf also, alter Freund! In wenig Tagen drückt dir die Hand

Dein Gerhard Schlohden.

Oberst Plessenburg las wieder und wieder den inhaltsschweren Brief und schüttelte dazwischen halb wie im Traum das weißbuschige Haupt. So nah schon sollte die Erfüllung seiner heißesten Herzenswünsche sein? Aber nun war es doch auch höchste Zeit, Melitta's Mutter in den großen Plan einzuweihen und sie auf den bevorstehenden hohen Besuch vorzubereiten.

Was sie nur sagen würde zu dem unfaßbaren Glück! Oberst Plessenburg hatte plötzlich Alles vergessen, was ihn im letzten Jahrzehnt von der einst so abgöttisch geliebten Gemahlin getrennt, und auch hier bewahrheitete sich die alte Regel, daß Unglück die nächsten Menschen entfremdet, das Glück sie wieder zusammenführt. Eilig, mit glückstrahlendem Gesicht, wie einst als verliebter junger Ehemann, suchte er das Zimmer der Gattin auf, die eben ihre Migräne hatte und ächzend auf dem Sopha lag. Indeß die alsbald vom Stapel gelassene Mittheilung des Gatten wirkte wie die Mixtur eines Wundermannes, und im Nu war die Migräne verschlagen.

„Mein Gott, Udo, welch' ein Glück," rief sie, die Decken und Tücher von sich schleudernd, um erregt im Zimmer hin und her zu hasten. „Und du sagst es mir erst jetzt — wie manche bittere Stunde wäre mir durch diese rosige Zukunftshoffnung verklärt worden. Ach — das wird doch wieder einmal ein Athemzug in jener Sphäre sein, welche mir Lebensluft ist — wann glaubst du, daß der Fürst kommt?"

„Vielleicht haben wir ihn schon in zwei Tagen hier, Gerhard nennt den Tag der Ankunft nicht," versetzte der Oberst.

„Himmel, in zwei Tagen — wie soll man in so kurzer Zeit die nothwendigen Toiletten für Melitta beschaffen? Daß du doch nicht eher gesprochen, Udo!"

„Melitta braucht keine Toiletten," brummte der Oberst frohgelaunt. „Sie sieht in ihren hellen Kattunfähnchen am reizendsten aus — freilich könnte man sie auch in einen Sack stecken, ohne daß es ihrer Schönheit Abbruch thäte."

„Ja, ja, du hast Recht — und das Alles hat sie von mir, ihrer Mutter," sagte die Baronin selbstgefällig, dabei einen Blick in den Spiegel werfend, als strahlte ihr dort das blendende Bild ihrer Jugendschönheit entgegen.

„Gewiß, die Schönheit ist ihr mütterliches Erbtheil," bestätigte der Oberst gutmüthig. „Aber nun thue mir den einzigen Gefallen und verrathe nun weder durch Wort noch Blick an Melitta etwas von dem, was die nächste Zukunft uns bringen soll. Wir müssen den Kinde in jedem Falle die nöthige Unbefangenheit wahren, ein unüberlegtes Vorgreifen könnte Alles verderben."

„Verlaß dich auf mich — wenn es sich um so Großes handelt, werde ich den Jubel meines Herzens zu zügeln wissen und stumm sein wie das Grab. Wie aber wollen wir den Fürsten in unserer dürftigen Wohnung standesgemäß empfangen, Udo?"

„Da wir keine wunderthätige Fee haben, die über Nacht unser bescheidenes Heim in einen glänzenden Palast verwandelt, wird wohl Alles bleiben müssen, wie es ist," scherzte der Baron. „Uebrigens macht mir das auch nicht die geringste Sorge," fügte er ernst hinzu. „Der Fürst ist ja ganz genau über unsere Verhältnisse orientirt und wird sich über unsere Dürftigkeit nicht wundern, viel weniger sich dadurch abschrecken lassen, um unsere Tochter zu werben. Er ist, wie du weißt, unermeßlich reich. Den einzigen Luxus, den wir uns um des hohen Gastes willen gestatten wollen, sei die Herbeischaffung einiger Flaschen Champagner. Wir müssen doch auf die Verlobung anstoßen!"

Die Baronin konnte nicht anders, sie mußte ihrem Mann um den Hals fallen, was ihm, da es seit etwa fünfzehn Jahren nicht geschehen war, so überraschend kam, daß er ganz verblüfft dreinschaute. „Die Aussicht auf einen fürstlichen, dazu sehr reichen Schwiegersohn macht sie noch toll," dachte er bei sich, hütete sich aber, diesem Gedanken auch nur durch das Verziehen einer Miene den leisesten Ausdruck zu geben.

Zwei Tage später brachte der Diener des ersten Hotels von S. dem Oberst Plessenburg ein kleines Billet, das ihn veranlaßte, beim gemeinschaftlichen Abendessen ganz unbefangen zu sagen:

„Ich erhielt vorhin eine sehr angenehme Nachricht. Mein alter Freund, Graf Schlohden, berührt auf einem Ausfluge nach Rügen unsere Stadt und kündigt mir für morgen Vormittag seinen Besuch an. Ein Graf Solms, den ich übrigens nicht persönlich kenne, begleitet ihn und dürfte also auch wohl mit vorsprechen."

„Ei, das sind werthe Gäste, wie wir sie lange nicht empfangen durften," bemühte sich die Obristin so leichthin als möglich zu sagen. „Hoffentlich kommen die Herren nicht gar so früh, so daß man Zeit hat, ein wenig Toilette zu machen. Aber was spreche ich da — kann ich doch ganz ohne Sorge sein. Männer aus so hoher Sphäre verstoßen nie gegen den bon ton."

Melitta achtete kaum auf dies Gespräch, obgleich es doch nur für sie geführt wurde. Es freute sie um Papas Willen, daß ein alter, lieber Freund ihn besuchen wollte, Graf Schlohden, von dem er so oft gesprochen; daß noch ein anderer Herr diesen begleiten werde, war ihr völlig nebensächlich. Zudem war von einem Grafen Solms nie zwischen den Eltern die Rede gewesen, es war also jedenfalls ein ganz unbekannter Herr in einem Alter, das dem Papas und seines Freundes Schlohden etwa gleichkam — was kümmerte sie das Alles?

Und als nach dem Abendessen das Plessenburg'sche Ehepaar sich wie gewöhnlich zur Patience niedersetzte, war Melitta froh, auf ihr Zimmerchen schlüpfen und dort ungestört an allerlei denken zu können. Hauptinhalt dieser Gedanken war Ernst Weldingen. Wie merkwürdig, daß er diesmal gar nicht schrieb! Hatte er doch sonst ihr ab und zu einige Zeilen durch Sabine übermitteln lassen und jetzt, wo sie doch eigentlich verlobt waren, kein Lebenszeichen? Sie konnte sein Verhalten nicht begreifen, wie sie auch den Brief nicht recht verstand, den er ihr beim Abschied hinterlassen. Was wollte er nur damit sagen, „ihr Herz sei noch nicht erwacht, ihre Liebe sei ihm nicht sicher" — pah, hielt er sie denn noch wirklich für ein ganzes Kind? Sie wußte schon, was Liebe sei, wußte auch, daß diese ihre Liebe Ernst gehöre! — mein Gott, wem denn auch wohl sonst? Nun, sie würde ihn jetzt für sein thörichtes Verhalten strafen, indem sie ihm das vorläufig weder sagte noch schrieb, aber später, wenn die Zeit gekommen, wollte sie ihm schon noch beweisen, daß sie ein voll entwickeltes Weib sei und die Liebe und Treue zu halten wisse.

Daß Papa seine Einwilligung versagt, kümmerte sie weiter nicht. Ja, sie hielt das eigentlich für selbstverständlich, denn in den wenigen Romanen, welche sie bisher gelesen, war das immer so gewesen; und doch hatten sich die Liebenden dort stets zuletzt noch zusammengefunden, um unaussprechlich glücklich zu werden — nun, genau so mußte es ja auch in diesem Falle kommen.

Unter ähnlichen Gedanken suchte sie endlich ihr Lager auf und entschlummerte alsbald, ohne daß die Grafen Schlohden und Solms ebenso wenig aber auch Ernst Weldingen ihre Träume irgendwie beschäftigt hätten.

Und der große Tag brach an. Früh schon war die Frau Obristin nach unruhig verbrachter Nacht auf den Beinen, um noch Mancherlei im Haushalt zu ordnen und namentlich das Mädchen immer wieder zu instruiren, wie sie so vornehme Gäste zu melden und dann später bei dem bereit gehaltenen Frühstück zu bedienen habe, — mein Gott, daß man auch nicht einmal einen Diener hatte! Aber der Gemahl hatte es hartnäckig verschmäht, einen Lohndiener kommen zu lassen, und sie mußte sich fügen. Dann, als alle häuslichen Obliegenheiten erfüllt, hieß es, an das große Werk der Toilette denken, und die Frau Baronin staffirte sich denn mit Hilfe allerlei kleiner, längst nicht mehr angewandter Toilettenmittel derartig vortheilhaft heraus, daß man begriff, wie Baron Plessenburg ihretwegen einst fast den Verstand verloren und nicht eher geruht hatte, bis die stolze, hochgeborene Freiin von Raffenburg-Schönfelde sein angebetetes Weib geworden war.

Melitta schrie leise auf vor Ueberraschung, als die Mama jetzt in ihr Stübchen gerauscht kam, um auch der Tochter noch eine letzte Information zu Theil werden zu lassen.

„Aber Mama — wie schön du aussiehst und wie vornehm — wie hast du das nur gemacht?" rief das junge Mädchen naiv. „Wahrlich, du siehst aus, als ob du zu Hofe gehen wolltest — und das Alles um diesen alten Grafen Schlohden?"

„Nicht um seinetwegen, Kind," sagte die Baronin kühl und doch geschmeichelt durch der Tochter Staunen, „sondern um meinet- und unseretwillen. Schlohden und sein Begleiter sollen erfahren, daß wahre Vornehmheit dieselbe bleibt unter allen Verhältnissen und daß selbst ein armseliges Einsiedlerleben wie das unsere, die Spuren derselben nie verwischen kann."

„So macht eine rauschende Seidenschleppe die wahre Vornehmheit aus," wollte Melitta schon sagen, besann sich aber noch zur rechten Zeit und schwieg. Dennoch verrieth sie nur zu deutlich ihren Ideengang, als sie, aufmerksam an ihrem geblümten Perkailkleidchen herniederschauend, jetzt sagte: „So sehe ich gewiß ganz unbeschreiblich ordinär aus, Mama, und darf mich so hohen Gästen gar nicht präsentiren? Offen gestanden, wäre mir das auch das Liebste, und nicht wahr, du kommst gewiß, mir Dispens zu geben?"

„Bewahre, Kind," entgegnete die Mama eifrig. „Meinst du, Papas alter Freund wird nicht auch unsere Tochter zu sehen wünschen, die er so oft auf den Armen getragen und sich an dem herzigen Baby erfreut hat? Freilich wäre es mir lieber gewesen," setzte sie etwas mißvergnügt hinzu, „wenn auch du etwas besser Toilette gemacht hättest, denn Dank meiner steten, aufopfernden Fürsorge, die sich selber Alles entzieht, verfügst du ja über eine recht hübsche Garderobe. Aber Papa wünschte es nun einmal nicht, und er hat im Grunde Recht — so große Jugend wirkt am besten durch das eigene Ich und kann des Kleiderprunks entbehren."

„Werden die Herren lange verweilen?" fragte Melitta jetzt kleinlaut, „und — muß ich während der ganzen Zeit anwesend sein?"

„Papa und ich werden die Gäste allein empfangen und dich dann später rufen lassen. Bleibe also hübsch auf deinem Zimmer und schwärme nicht etwa inzwischen wieder hinüber zu Sabine Weldingen, wie du es so gern thust. Und nun gehab dich wohl bis dahin — du könntest dich eigentlich auch an den Flügel setzen, damit den Herren Musik entgegentönt." —

„Um Gotteswillen, Mama, willst du denn durchaus, daß sie dir gleich davonlaufen? Ich mit meiner Stümperei, das fehlte grade! Auch däucht mich, daß du ohne Musik den Empfang feierlich genug gestalten wirst, denn ich sah dich nie so voll Grandezza."

„Laß die unpassenden Reden, schnippisches Ding! Arthur würde sich besser in derartige Situationen zu finden wissen als du, die du mir stets zu schaffen machtest und nie die Pflichten begreifen wirst, die Rang und Namen auferlegen. Doch, ich mag mich heute nicht ärgern. Sei also unseres Rufes gewärtig."

Damit rauschte sie hinaus.

Melitta schüttelte lachend den dunkeln Lockenkopf und hatte zwei Minuten später wie gewöhnlich alle Ermahnungen vergessen. Dann ging sie davon, ihren Vogel für den Tag mit Wasser und Futter zu versehen und eben, als sie das Bauer geöffnet hatte und das zahme Thierchen, wie gewöhnlich, auf ihre Schulter geflogen war, hörte sie unten einen Wagen vorfahren. Das mochten ja nun wohl die Gäste sein, doch trat sie nicht einmal ans Fenster, um voll Mädchenneugier die Ankommenden zu mustern. Dann hörte sie draußen Papas Stimme im Vorflur — er hatte nun doch die ceremoniellen Anordnungen seiner Gemahlin zu Schanden gemacht und war den Gästen bis zur Treppe entgegengeeilt und dort den alten Freund herzlich, den Fürsten mit weltmännischer und doch jovialer Höflichkeit zu begrüßen.

Als Melitta das Stimmengewirr draußen hörte, empfand sie doch plötzlich eine kindische Neugier, die Fremden zu sehen, ehe sie ihnen später unter Mamas Augen begegnete. Auch wollte sie sehen, ob ihr denn Graf Schlohden, der sie doch als Kind herumgetragen haben sollte, nicht bekannt vorkommen würde, und schnell entschlossen eilte sie zur Thür und öffnete dieselbe geräuschlos zu ganz schmalem Spalte, eben groß genug, um einen halben Blick über den Vorflur zu gestatten. Wie sie aber dort auf den Zehen stand und, selbst den Athem anhaltend, über Papas Kopf hinweg die Herren zu erblicken trachtete, hörte sie plötzlich ein leichtes Schwirren über ihrem Haupte — mein Gott — Mätzchen — daß sie auch an den Vogel nicht gedacht! — und da war er schon im Flur draußen, umschwirrte die Ankömmlinge, die sich verwundert umwandten, und da — richtig! — das Fenster stand offen. Flog er hinaus, so war er verloren.

Bis dahin kam Melitta mit ihrer Ueberlegung, weiter nicht. Der Vogel war ihr Liebling, ihre ganze Freude, ein Geschenk Ernst's. Sie hatte ihn groß gezogen und zahm gemacht, sie konnte ihn nicht verlieren!

Und da stürmte sie auch schon hervor aus dem seitwärts gelegenen Stübchen auf die Herrengruppe zu, ohne Gruß, ohne Wort. Angstvoll überflogen ihre strahlenden Augen den Raum — wo war ihr Vogelchen? Da — jetzt hatte sie es entdeckt — Mätzchen saß auf dem Treppengeländer gerade vor einem schlanken, blonden Herrn — und in ihrer Erregtheit alle Ueberlegung vergessend, schob sie diesen Herrn energisch zur Seite, um nach dem Vogel zu fassen.

Die drei Männer hatten anfangs in maßlosem Staunen die schlanke, hell gekleidete Mädchengestalt auf sich zufliegen sehen, und erst jetzt, als sie den Vogel erblickten, ward ihnen der Grund des harmlosen Ueberfalls klar. Der Oberst wußte nicht, ob er lachen oder wettern solle, und entschloß sich endlich nach Soldatenart für letzteres.

„Melitta — bist du toll geworden!" rief er grollend, sie aber rief ängstlich: „Pst, Papa! Du verscheuchst ihn mir sonst noch — und siehst Du, da fliegt er schon davon!"

Erregt stampfte sie mit dem kleinen Fuß auf und wandte sich nach einer Seitenthür, auf deren Sims sich das scheu gewordene Thierchen geflüchtet hatte.

Oberst Plessenburg wollte ihr nacheilen, der Graf hielt ihn zurück.

„So laß sie doch, Udo — es ist ein köstliches Intermezzo! Und wie schön sie geworden ist — wahrlich, noch schöner als ihre Mutter, — das uns gesandte Bild verhält sich zu dem Original, wie die Nacht zum Tag."

Melitta aber mühte sich, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging, den Vogel von seinem hohen Sitz herunterzulocken. Als alles Rufen und Schmeicheln und Händeklatschen ihn nicht rührte, riß sie das leichte weiße Tüllfichu schnell entschlossen von den Schultern und versuchte ihn damit zu haschen, während sie bittend rief: „Das Fenster, Papa — es ist offen — bitte, schließe es schnell, sonst geht mir Matz durch." Ehe sich aber der Oberst brummend von der Stelle rührte, trat Fürst Werdau eiligst zum Fenster und schloß es, gerade im letzten Moment, denn der Vogel entfaltete eben die Schwingen und richtete seinen Flug dorthin, von wo ihm Freiheit winkte. Da ihm nun der Ausweg versperrt war, flatterte er ängstlich in halber Höhe durch den Raum und es begann nun ein wildes Haschen von Seiten des jungen Mädchens, an dem sich der Fürst betheiligte. Ihm gelang es auch endlich, das verängstigte Thierchen zu ergreifen und es behutsam Melitta hinreichend, sagte er lachend: „Da ist der Deserteur mein gnädiges Fräulein — strebt er öfter so heimtückisch, Ihnen zu entfliehen?"

Melitta sah sich zu ihrem grenzenlosen Erstaunen plötzlich einem jungen Mann mit blondem Haar und einem blassen, müden, aber edelgeschnittenen Gesicht gegenüber und während sie den Vogel aus seinen Händen nahm, dachte sie bei sich: „Wer in aller Welt ist denn das?" Die Vorstellung, daß der angemeldete Graf Solms ein alter Herr mit weißem Haar sein müsse, hatte sich in ihrem Köpfchen so festgenistet, daß ihr ein Anderes gar nicht denkbar schien; ehe sie aber fragen konnte, trat mit heiterer Miene Schlohden auf sie zu, ihr beide Hände hinhaltend:

„Welch' ein reizender Empfang — ach so, Sie können dem alten Freunde ja nur die eine Hand reichen, da die andere den Flüchtling hält. — Baroneß Plessenburg scheint wirklich der herzige Wildfang geblieben, der sie als vierjähriges Kind war. Damals konnte ich die Schaukel nicht hoch genug schwingen, sie wäre am liebsten mit den Vögeln um die Wette durch die Luft geflogen — aber gestatten gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen meinen verehrten Freund und Reisebegleiter, Grafen Solms vorstelle."

Also es war doch Graf Solms. — Melitta's Augen drückten durchaus das Staunen aus, welches sie bei der Vorstellung empfand. Dann machte sie eine neckische Verbeugung und sagte übermüthig: „Ei, Herr Graf, wenn Sie ein König wären, müßten Sie den Beinamen der Vogelsteller erhalten, wie wunderbar geschickt Sie im Haschen waren. Nehmen Sie übrigens meinen herzlichsten Dank!" und sich dann zu Schlohden wendend, schalt sie halb lachend: „Also Baroneß und gnädiges Fräulein bin ich für Sie — wissen Sie auch, daß das recht bös ist von Ihnen? Sie sind für mich Onkel Schlohden geblieben, denn ich erinnere mich in diesem Moment ganz genau, daß ich Sie als Kind so nannte. Da Sie selbst mich aber unverändert finden seit damals, müssen Sie schon —"

„Sie ist bezaubernd, flüsterte Gerhard Schlohden seinem alten Freunde zu und wandte sich dann um, da Melitta plötzlich abbrach und mit erschrecktem Gesichtsausdruck an ihm vorbei sah. Und sie hatte wohl Grund, zu erschrecken — stand doch dort die Mama und starrte mit schier entsetzter Miene auf die Gruppe. Das lange Zögern der Angekommenen auf dem Vorflur draußen, sowie das laute Stimmengewirr hatten sie doch endlich herausgelockt, obschon sie sich sagte, wie unendlich unschicklich ihr Erscheinen hier sei, und nun sah sie ihre Tochter da inmitten der Herren stehen, mit entblößtem Hals, ihren Vogel schützend an die Brust pressend, lachend und scherzend. Der Obristin Plessenburg, geborenen Freiin von Raffenburg-Schönfelde verging im ersten Augenblick die Sprache vor Entsetzen. Aber Melitta wartete nicht, bis sie dieselbe wiederfand. Mit einem unnachahmlichen: „Mein Gott — ich darf ja erst kommen, wenn ich gerufen werde," nickte sie den Herren zu und war entschwunden.

Der Oberst aber machte gute Miene zum bösen Spiel, scheuchte die bald ohnmächtige Gattin durch einen Blick wieder zurück in ihren Salon und folgte dann eine Minute später mit den beiden Herren, dabei Melitta's unschickliches Benehmen mit ihrem kindlichen Wesen entschuldigend. Drinnen im Salon fand dann in aller Form Begrüßung und Vorstellung statt, als ob nichts vorhergegangen wäre. Trotzdem der Fürst wiederholt bat, man möchte dem Fräulein gegenüber sein Incognito wahren, konnte doch die Baronin nicht unterlassen, immer wieder „Durchlaucht" zu sagen, „so lange wir allein sind," entschuldigte sie sich dabei jedesmal. Wie war es ihr so süß, das lang nicht gebrauchte Wort wieder anwenden zu dürfen, und sie berauschte sich förmlich an dem Gedanken, endlich wieder einmal mit einem Fürsten zu conversiren.

Dieser war aber merkwürdig einsilbig und zerstreut. Ihn beschäftigte noch immer der Gedanke: War es entzückende Naivetät eines Naturkindes, was du geschaut, oder raffinirte Berechnung einer Kokette? Aber nein, es war unmöglich — so konnten Augen und Mienen und der Ton der Stimme nicht lügen — ach, und wie sinneverwirrend schön war dieses jungfräuliche Kind! Wenn sie nur erst käme, diese wilde Melitta — ihm schien das Gemach dunkel und leer, so lange sie fehlte!

Graf Schlohden errieth die Gedanken seines fürstlichen Gebieters und kam ihm zu Hilfe.

„Wollen Frau Baronin nun nicht gnädigst gestatten, daß das liebe Kind erscheint — ich sehne mich förmlich nach dem herzlichen Geplauder von vorhin. Uebrigens hätte ich Melitta unter Tausenden sofort als Baroneß Plessenburg erkannt — sie ist eben ihrer Mutter Tochter," fügte er galant hinzu.

Die Obristin nickte geschmeichelt Gewähr, das Mädchen ward hereingeklingelt und abgesandt, Melitta zu rufen — es mußte nun einmal Alles in bester Form vor sich gehen. Dann wandte sie sich zum Fürsten:

„Und nicht wahr — Durchlaucht verzeihen meiner Tochter, die leider stets gewohnt ist, dem Impuls des Augenblicks zu folgen, diesen entsetzlichen Empfang? Melitta ist noch so jung — sie wird das kindische Wesen mit den Jahren schon ablegen."

„Es giebt da nichts zu verzeihen, meine gnädige Frau," entgegnete der Fürst schnell. „Mir ist stets der warme Herzschlag ungeschminkter Natur lieber, als die kalte Form — letztere läßt sich leicht erlernen, jener Vorzug aber nicht erringen, wenn er verloren ging oder nie vorhanden war."

Die Baronin konnte nicht antworten, denn Melitta trat ein. Sie hatte das leichte Fichu von vorhin jetzt dicht unter dem Kinn zusammengeknöpft, sah etwas verwirrt aus und machte ihren ceremoniellen Hofknix. Die Mama konnte wahrlich zufrieden sein und sie war es auch. Gerhard Schlohden aber eilte lebhaft auf die Eingetretene zu und väterlich ihre Hand ergreifend, rief er:

„Ihr rosiges Aussehen bezeugt mir, daß das kleine Echauffement von vorhin Ihnen nicht geschadet, liebe Melitta — Sie sehen, Ihre Strafpredigt hat gewerkt, es giebt für mich fortan keine Baroneß Plessenburg mehr, nur noch ein Herzenstöchterchen Melitta."

„Wildfang genannt," fügte sie schelmisch hinzu. Dann wandte sie sich dem Fürsten zu, der eben auf sie zutrat und, ganz in ihren Anblick versunken, nur um Etwas zu sagen, fragte: „Der kleine Flüchtling befindet sich doch wohl, mein gnädiges Fräulein?"

„O, ganz und gar, Herr Graf! Leider hat er mir nicht einmal das Versprechen geben können, in Zukunft artiger zu sein und mir dergleichen fatal lächerliche Situationen zu ersparen. Ich werde ihm also die bisher ausgiebig gewährte Freiheit beschränken müssen — wilde Vögel bedürfen eben der Strenge."

„Bis der Vogelsteller kommt, der sie für immer gefangen nimmt," entgegnete Fürst Werdau sinnend. „Nannten Sie mich nicht einen Vogelsteller, gnädiges Fräulein?"

Melitta lachte fröhlich auf.

„Sie haben sich allerdings als solcher bewährt — doch sagte ich wohl, wenn Sie ein König wären, gebührte Ihnen dieser Beiname."

„Nun, da wir kein Souverän sind, seien wir inzwischen Graf," bemerkte dieser launig, und gutmüthig fuhr der Oberst dazwischen:

„Als solcher aber erweisen Sie uns wohl die Ehre, mit uns zu frühstücken. Es ist doch Alles bereit, Elisa?" wandte er sich an seine Gemahlin.

Diese bejahte und trat zu Schlohden, um sich von ihm in das anstoßende Zimmer führen zu lassen, wo der Frühstückstisch gedeckt stand. Der Fürst folgte mit Melitta und behaglich trottete der Hausherr hinterdrein, seelenvergnügt bei dem Gedanken, daß man doch endlich wieder einmal ein ordentliches Glas Wein zu trinken bekommen werde.

Das kleine Mahl verlief in heiterster Stimmung. Der Fürst saß neben Melitta und ergötzte sich an ihren launigen Einfällen, ihrer köstlichen Frische und Naivetät. Er aß fast gar nicht, ließ aber immer wieder sein Glas an das seiner schönen Nachbarin erklingen und diese that ihm jedesmal fröhlich Bescheid.

„Ich trinke gern Wein," erklärte sie dabei offen. „Er belebt den Geist, erhöht die Laune — ich glaube, man kann nie griesgrämig sein, wenn man viel Wein trinkt."

„Nicht Jeder besitzt Ihr glückliches Temperament, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, in ihre schimmernden Augen schauend. „Wenn ich Vogelsteller wäre und Sie mein gefangen Vögelein, sollte das gefüllte Weinnäpfchen in Ihrem Käfig nie fehlen."

„Das wäre schlimm," lachte sie jetzt, „denn in wenig Tagen wäre das arme Vögelchen todt. Uebrigens," fügte sie ernster hinzu, „Sie betonen immer wieder den Vogelsteller, Herr Graf. Hat Sie mein unbedachtes Wort verletzt?"

„Nein, ganz gewiß nicht. Mir galt sogar als gutes Omen, daß Sie mir zuerst dies Wort entgegenriefen," entgegnete er. Da Melitta ihn verständnißlos anblickte, hielt er ihr wieder das gefüllte Glas hin und sie stieß an und trank, ohne weiter über den Sinn der Worte zu grübeln.

„Wie lange gedenkst du in S. zu bleiben?" fragte währenddem der Oberst seinen Freund, und dieser erwiderte, lustig zu dem Fürsten hinüberblinzelnd: „Das ist noch nicht ganz festgesetzt. Doch scheint mir, daß wir unsern Aufenthalt eher länger als kürzer ausdehnen werden. Zudem wollen wir doch auch Euer altes interessantes S. ein wenig durchstöbern. Es giebt in ihm so viele Kunstschätze und Alterthümlichkeiten zu bewundern, und ich gedachte schon heute mit den altberühmten Kirchen anzufangen."

„Wurden in Ihrem Programm auch die Damen berücksichtigt, Graf?" fragte die Obristin beziehungsvoll, und dieser entgegnete eifrig:

„Selbstverständlich, meine Gnädigste! Wenn es Ihnen genehm, fahren wir gleich von hier nun zusammen zur Besichtigung der Kirchen."

„Kirchen sind nun gerade nicht mein Fall," lehnte sie ab. „Udo dürfte Sie dorthin gern begleiten und der Abend vereint uns dann Alle wieder. Darf ich Ihnen einen Vorschlag zu dessen Verwendung machen?"

„Ich harre Ihrer Befehle."

„Wir haben seit gestern einen sehr berühmten Schauspieler aus der Residenz hier, Carlos Selden. Wie wär's, wenn wir uns den ansähen? Man giebt heute Abend Romeo und Julia und falls noch eine Separatloge zu bekommen wäre —"

„Eine göttliche Idee, gnädigste Frau! Wir wollen Alles aufbieten, um noch geeignete Plätze zu erhalten. — Sie sind doch einverstanden, Graf Solms?"

Dieser hatte nichts gehört, war aber, als man ihm den Plan mittheilte, mehr als einverstanden damit. Völlig enthusiasmirt jedoch war Melitta.

„Ins Theater? rief sie, fröhlich in die Hände klatschend, „ah, das ist herrlich! Was mir Ihr Besuch Alles bringt, Herr Graf," wandte sie sich dann wieder an ihren Nachbar, „wissen Sie auch, daß ich noch nie im Leben im Theater war?"

„Aber das ist unmöglich, gnädiges Fräulein!"

„Und dennoch wahr," nickte sie.

„Ich halte es für nicht gerathen, junge Mädchen gar zu früh ins Theater zu führen," schaltete hier die Baronin ein. „Es erhitzt die Einbildungskraft und macht unerfahrene Gemüther geneigt, die Idealgestalten der Bühne für wirkliche Menschen zu nehmen, und von Letzteren dann ein Denken und Handeln zu verlangen, wie es jene Scheinmenschen ihnen vor das Auge geführt. Das bringt sie dann in Konflikt mit dem realen Leben."

Eigentlich hätte die Obristin als wahren Grund angeben müssen, daß die Verhältnisse es in den letzten Jahren nicht gestatteten, kostspielige Vergnügungen, zu denen auch der Theaterbesuch gehört, mitzumachen. Da sie indeß Fremden gegenüber niemals ihre Armuth eingestand, selbst nicht, wenn diese völlig über die Vermögenslage der Plessenburg's orientirt waren, so konnte sie das Einsiedlerleben, welches Melitta bisher geführt, so hübsch mit tönenden Phrasen als wohlbedachtes Erziehungssystem hinstellen. Wenn sie indeß gehofft, vom Fürsten, für den doch die ganze Tirade bestimmt war, eine zustimmende Bemerkung zu hören, hatte sie sich getäuscht. Er hatte sich bereits wieder ganz und gar Melitta zugewandt und schien nur für sie Auge und Ohr zu haben.

Schlohden sah nach der Uhr.

„Ei, schon so spät! Wie doch die Zeit in liebenswürdiger Gesellschaft doppelt schnell dahineilt. Wenn wir noch vor dem Diner die Kirchen besichtigen und eine Loge für heute Abend sichern wollen, dürfte es hohe Zeit sein, aufzubrechen."

Die Obristin verstand den Wink und erhob sich, die kleine Gesellschaft folgte dem Beispiel der Hausherrin. Bald darauf verabschiedeten sich die Gäste, den Oberst mit sich führend, und versprachen, den Damen zeitig Nachricht zu senden, ob es gelungen, für heute Abend eine Loge zu erhalten.

Beim Abschied trat Fürst Werdau dicht vor Melitta.

„Auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein!" sagte er, seinen heißen Blick tief in ihre Augen senkend. Sie nickte ihm harmlos freundlich zu.

„Auf Wiedersehen im Theater, Herr Graf! Sorgen Sie ja, daß wir Plätze erhalten und meine Freude nicht wieder zu Wasser wird."

„Das soll sicher nicht geschehen. Freue doch auch ich mich auf den heutigen Abend, als hätte ich gleich Ihnen noch nie ein Theater besucht."

Er führte ihre Hand an seine Lippen, sie ließ es etwas verwundert geschehen. Dann waren die beiden Frauen allein.

„Ein charmanter junger Mann, dieser Graf Solms," sagte die Mama, sich müde in einen Sessel sinken lassend, mit affektirter Gleichgiltigkeit. „Findest du nicht auch, Melitta?"

Diese, sich beim Alleinsein mit der Mama sofort erinnernd, daß sie noch eine lange Strafpredigt für ihr und Mätzchens unverantwortliches Benehmen zu erwarten habe, stimmte schnell und lebhaft in das Lob ein und zog dann trällernd von dannen, um wie sie sagte, ihre Toilette für heut Abend einer ernsten Musterung zu unterwerfen. Auf ihrem Stübchen angelangt, dachte sie indeß gar nicht daran, Kleider anzuproben und ihren Spiegel um Rath zu fragen, welches derselben ihre jugendfrische Schönheit am vortheilhaftesten hob, sondern ließ sich sinnend vor Mätzchen nieder. Da hatte sie nun heut eine jener Bekanntschaften gemacht, von denen Ernst gesprochen und die er so gefürchtet. Auch war dieser junge Graf mit dem bleichen, vornehmen Gesicht und den Allüren eines vollendeten Kavaliers sicher eine recht sympathische Persönlichkeit, aber — besser als Ernst gefiel er ihr jedenfalls nicht. Das war ja auch gar nicht denkbar, nein, nein! Der war der Beste und der Liebste und der Schönste für sie — und so sollte es immer bleiben.

6.

Drei Stunden später kam ein Diener mit der Meldung, daß der Oberst das Diner mit den Herren im Hotel einnehmen und sich von dort aus gleich nach dem Theater begeben werde. Eine Loge sei noch glücklich erlangt worden und Graf Solms werde die Damen zur bestimmten Zeit mit dem Wagen abholen. Melitta jubelte und mußte nun doch endlich an ihre Abendtoilette denken, denn es war die höchste Zeit, solche zu beginnen. Eben, als sie das üppige Lockenhaar etwas geordnet und das helle, ihre schönen Formen knapp umspannende Seidenkleid übergeworfen, trat die Mama in ihr Zimmer, einen wundervollen Strauß von zarten, halb erblühten Rosenknospen in der Hand haltend.

„Wie liebenswürdig vom Grafen," rief sie schon von Weitem. „Er sendet uns soeben Sträuße für heut Abend — leider vergaß er, daß wir nicht in der Residenz, sondern in einer ziemlich philiströsen Provinzialstadt leben, in der es Aufsehen erregen würde, erschienen wir mit großen Blumensträußen in der Loge."

Melitta beugte sich entzückt über die duftenden Blüthen.

„Wie wundervoll!" rief sie aus. „Weißt du auch, Mama, daß es der erste Strauß ist, den ich von einem Herrn erhalte?"

„Ich weiß," nickte die Obristin in gnädigster Laune. Gar zu gern hätte sie hinzugefügt: „und er kommt von einem Fürsten," aber standhaft preßte sie die Lippen zusammen, denen es so schwer ward, das große Geheimniß festzuhalten.

Melitta aber hatte sich eben zum Fenster gewandt und schaute hinüber zum Nachbargarten.

„Es ist doch nicht der erste Strauß, Mama," sagte sie nun plötzlich leise. „Ernst Weldingen hat mir unzählige in seinem Garten gepflückt und selbst zusammengebunden."

„Bah — bei Euren kindischen Spielen," sagte die Mama wegwerfend. „Derlei Sträuße gelten nicht als voll, wie auch der bürgerliche Weldingen nie als voll gelten wird in unseren Kreisen."

Das junge Mädchen ward glühendroth. Es öffnete die Lippen, um erregt den theuren, fernen Freund gegen den Hochmuth der Mutter in Schutz zu nehmen, da fuhr unten ein Wagen vor — der Fürst kam, die Damen abzuholen. Eiligst verließ die Baronin das Gemach, um dem hohen Herrn im Salon entgegenzutreten, Melitta aber pflückte schnell einige Rosen aus dem Strauß und steckte sie an die Brust.

„Armer, guter Ernst," flüsterte sie dabei, „du nicht vollberechtigt unter uns! Es ist wirklich zum Lachen, und wie gern hätte ich eine Lanze für dich gebrochen — aber es ist vielleicht ganz gut, daß die Zeit dazu fehlte. Ich hätte Mamas Laune für den ganzen Abend verdorben."

Dann hüllte sie sich eilig in den weißen Burnus, dessen Kapuze zugleich das Haupt bedeckte und das rosige Gesicht hervorleuchten ließ, wie die Rosenknospen aus der weißen Spitzenhülle des Straußes, der vor ihr auf dem Tische lag und den sie noch erst hastig ins Wasser stellte, ehe sie ihr Zimmer verließ, um in den Salon zu eilen. Dort harrte man ihrer bereits. Der Fürst grüßte sie mit einem bewundernden Blick und bot dann als echter Kavalier der Baronin den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Mit welchen Gefühlen ließ diese sich von der Durchlaucht in das elegante Kupee heben! Endlich, endlich einmal wieder ein Aufathmen in jener lang entbehrten Luft, welcher ihr zum Leben nothwendig war, denn die letzten fünfzehn Jahre waren doch nur ein Vegetiren, nicht Leben gewesen. Und bald, bald würde ja nun alle Misere ein Ende haben und sie in Glanz und Pracht leben, wie es einer so hochgeborenen Aristokratin zukam, denn daß der Fürst rasend in Melitta verliebt war, das zu erkennen brauchte es kaum so scharfe Augen, als sie die einst vielumworbene Freiin von Raffenburg-Schönfelde besaß.

Melitta sprang, des Fürsten stützende Hand berührend, mit graziöser Lebhaftigkeit in den Wagen, setzte sich bequem zurecht und sprach strahlenden Auges zu ihrem Gegenüber.

„Nein, Herr Graf, wie ich mich auf den heutigen Tag freue! Mir ist, als beginne heute erst mein Leben."

„Möchte es so sein," entgegnete der Fürst innig.

(Fortsetzung folgt.)

Betrogen und entehrt.

Vor der Supreme-Court in Brooklyn, N. Y., schwebt gegenwärtig eine Klage, deren Vorgeschichte sehr bezeichnend ist für die grauenhafte Art und Weise, wie mitunter alleinstehende unwissende Emigrantinnen mißbraucht werden.

1873 kam ein hübsches, rothwangiges deutsches Mädchen Namens Amelia in Castle Garden zu New York an. Sie verstand kein Wort Englisch und hatte hier keinen einzigen Bekannten. Nach mehreren Tagen gelang es ihr indeß, eine Stellung als Dienstmädchen in einem New Yorker Privathause zu finden. Bald wurde sie mit einem anderen deutschen Dienstmädchen befreundet, dem sie ihre ganze Vergangenheit erzählte und u. A. auch mittheilte, daß sie nach dem Ableben eines alten Verwandten in Deutschland $1000 zu erben habe. Von nun an nahm die neue Freundin ein außerordentlich lebhaftes Interesse an ihr, und eines Tages sprach sie von einem „sehr hübschen jungen Mann", den sie ihr vorstellen wolle. Natürlich wurde Amelia daraufhin sehr neugierig. Die Vorstellung fand statt. Der „junge Mann", der sich August Ziesenicz nannte, verliebte sich anscheinend alsbald bis über die Ohren in Amelia, und es dauerte nicht lange, so machte er ihr einen Heirathsantrag. Das leichtgläubige Mädchen sagte unbedenklich Ja, und im Dezember 1873 wurde das Paar von dem damaligen New Yorker Mayor Havemeyer getraut. Vorher jedoch hatte der schöne August mit Amelia ein „Privatabkommen" getroffen, laut welchem Amelia, so lange bis „die Verhältnisse sich gebessert hätten", eine Stelle als Kellnerin für $5 pro Woche einnehmen sollte.

Der „Honigmonat" der Neuvermählten dauerte genau 2 Stunden; dann wurde sie von ihrem Gatten in ein Haus geführt, das ein Frauenzimmer Namens Meyer hielt, und angewiesen, ihre Thätigkeit als Kellnerin sofort zu beginnen. Der Platz entpuppte sich bald als ein Lastertempel.

Amelia wurde aufgefordert, ein „geschäftsmäßiges" Costüm anzuziehen, das buntfarbig und — sehr spärlich war. Sie weigerte sich dessen, aber ihr Herr Gemahl versicherte ihr, das sei die gewöhnliche Kleidung aller Kellnerinnen in Amerika. Als sie endlich das widrige Costüm angezogen hatte, nahm ihr Gatte ihre anderen Kleider an sich und — verduftete. Es wurde nun systematisch der Ruin Amelias in dem Hause bewerkstelligt. Von ihrem „Gatten" sah sie nichts mehr, bis sie ihn eines Tages auf — Blackwell's Island besuchte, wo er wegen verbrecherischen Angriffs auf ein 14-jähriges Mädchen einen Straftermin abzubüßen hatte. Wie das Wiedersehen verlief, wird uns in dem Scheidungsgesuch nicht geschildert. Amelia lebte etwa ein Jahr lang in dem Schandtempel, endlich aber entfloh sie wegen unerträglicher Behandlung.

Nun suchte sie, ihren „Gatten" zur Verantwortung zu ziehen. Sie erfuhr, daß derselbe eigentlich nicht Ziesenicz, sondern Schmidt, alias Smith, heiße, mehrere berüchtigte Häuser in New York und Coney Island besitze und längst mit einem anderen Weibe verheirathet gewesen sei, als sie seine Bekanntschaft machte. In einem jener Häuser traf sie endlich den Hallunken und machte Skandal, wurde aber furchtbar geschlagen und hinausgeworfen. Sie ließ darauf Schmidt verhaften, doch beschwätzte man sie unter dem Versprechen pecuniärer Genugthuung, von einer Verfolgung abzusehen.

Unlängst nun erschien bei einem Anwalt in Brooklyn ein gut gekleidetes, aber verwelkt aussehendes Frauenzimmer und nahm seine Dienste zur Eincassirung eines Schuldscheines in Anspruch. Es war Amelia. Der Schuldschein war von Schmidt ausgestellt worden; doch war es der Betrogenen nie möglich gewesen, auf denselben hin einen Cent herauszukriegen. Schluchzend erzählte sie ihre ganze Geschichte. Auf den Rath des Anwalts nun strengte sie eine Scheidungs- und Alimentenklage an, und Schmidt wurde vom Gericht instruirt, im Lauf des Processes dem ruinirten Weib $40 monatlich zu zahlen. Der Schurke wollte auch jetzt nicht mit seinem Mammon herausrücken und wird nun wegen Mißachtung des Gerichts verfolgt. Amelias Angehörige in Deutschland haben noch keine Ahnung davon, welches Loos sie in der neuen Welt betroffen hat.

Altjungfernland.

Diesen Namen verdienen die Neuengland-Staaten vor allen andern Staaten auf dem amerikanischen Continent. Nirgends kommen mehr alte Jungfern auf die Quadratmeile, als gerade hier. Der Staat Connecticut scheint besonders damit gesegnet zu sein. Ueber das Loos der heirathsfähigen Mädchen daselbst wird neuerdings aus New Haven geschrieben:

Dreimal glücklich kann sich hier die Jungfrau preisen, deren körperliche und geistige Vorzüge glänzend genug sind, um ihr an Ort und Stelle einen Mann zu sichern. Denn es ist eine tausendfach erhärtete Thatsache, daß die jungen Männer in Connecticut auffallend wenig Lust haben, zu heirathen, — wenigstens nicht daheim. Die meisten Jünglinge dahier gehen sehr frühzeitig fort, um sich in das Geschäftsleben der Großstädte zu stürzen. Dort finden sie dann auch in der Regel ihre Auserwählten. Eine Ausnahme machen natürlich diejenigen, welche Farmer werden oder irgendwo auf dem Lande einen Laden eröffnen wollen, — aber das sind eben Ausnahmen. Die Gehälter, die man hier, speciell in New Haven, in abhängiger Geschäftsstellung verdienen kann, sind kärglich und genügen einem Yankee nicht, um daraufhin einen Hausstand zu gründen. Selbst aber, wenn er dazu geneigt sein sollte, so findet sich eben kein Yankeemädchen, das eine so magere Partie annimmt; aus eigenem Trieb und durch ihre Angehörigen veranlaßt, wartet vielmehr die Yankeeschöne auf einen Reicheren, — bis endlich gar Keiner mehr kommt. Hat sie aber einen Auserwählten und denkt, derselbe solle in einem großstädtischen Geschäft erst gehörig „Geld machen" und sie dann heimführen, so ist sie, wie schon angedeutet, schmählich betrogen.

Auch die jungen Leute aus den reichen Familien lassen sich nicht leicht von ihren Landsmänninnen angeln. Sie besuchen ein Pensionat oder die Hochschule, und von ihren Vätern wird ihnen beigebracht, daß sie sich ja nicht auf den elterlichen Reichthum verlassen, sondern erst eine einträgliche Praxis gründen sollen, ehe sie an Verheirathung denken. Darüber vergehen aber viele Jahre; inzwischen haben sich die angehenden Advokaten, Mediciner u. s. w. gleichfalls in der Außenwelt umgesehen und wahrscheinlich dort ihr Herz vergeben. Die Insassen des „Yale College" dahier, sowohl die einheimischen als die als die auswärtigen, sind der Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit heirathsfähiger Töchter aus den besten Familien, — aber die Herren Studenten sind gar lockere Vögel, die sich nicht leicht irgendwo festsetzen. Es giebt hier „Studentenwittwen", die sich schon seit zehn Semestern und länger vergebens bemühen, einen Musensohn in ihren Netzen festzuhalten und schließlich elendiglich versauern müssen.

Es scheint übrigens, als ob manche moderne Yankeejünglinge sich geradezu etwas Höheres dünkten, wenn sie ihre Braut aus der Fremde geholt haben.

Verschiedenes.

— Das „Deutsche Wochenblatt" zu Curityba schreibt unter dem Titel „Sklavenschinderei": Am 12. Febr. stellte sich der hiesigen Polizeibehörde der Sklave des Herrn Manuel Alfons Ennes von Campina Grande mit der Meldung, er sei seinem Herrn entlaufen. Der Sklave legte den Weg von seinem Patron, ca. 4 Meilen, bis nach Curityba völlig mit Ketten beladen zurück. Die Angst vor Mißhandlungen, die derselbe von diesem sauberen Sklavenschinder zu erdulden hatte, trieben ihn zur äußersten Anstrengung, um, ohne eingefangen zu werden, nach Curityba zu gelangen. Ferner besitzt dieser Sklave noch viele Wunden und Verstümmelungen, welche von Mißhandlungen herrühren und ist noch auf einem Auge blind. Und dieser Sklavenschinder steht noch dazu im Rufe, daß er der Sache der Abolition bedeutende Dienste geleistet habe! — Vielleicht in dem Sinne, indem er sich seine Sklaven nicht bezahlen läßt, sondern sie zu Tode tyrannisirt? Das Schändlichste an der ganzen Sache stellt sich nun heraus, daß der mißhandelte Sklave erst nach dem Gesetz von 1831 eingeführt wurde, somit ein freier Mann ist. Die hiesige Polizeibehörde hat sich des Sklaven angenommen und wird demselben wahrscheinlich seine bedingungslose Freiheit verschaffen."

— Seit fünf Wochen befindet sich in der Beobachtungs-Abtheilung des Rochusspitales in Budapest eine Geisteskranke, welche vom Professor Dr. Laufenauer behandelt wird. Die 35-jährige, aus Kis-Kun-Szent-Miklos gebürtige Marie Gallos liegt daselbst bereits seit dem 26. Dezember v. J. im Schlafe. Als sie in's Spital gebracht wurde, hatte sie heftige Anfälle, verbunden mit fixen Ideen und mit Gesichts- und Gehörs-Hallucinationen. Ihr Schlaf ist kein ununterbrochener. Manchmal schreckt sie auf, von dem Gedanken gepeinigt, daß ihre Brüder sie tödten wollen, bald aber sinkt sie wieder auf's Bett zurück und schläft weiter. Nach Ansicht Dr. Laufenauer's schläft sie, nach der Beschaffenheit ihrer Pupillen zu schließen, bei Tage nicht, sondern befindet sich blos in einer Scheinhypnose. Speisen und Getränke müssen ihr künstlich zugeführt werden.

— Folgender, die kaukasischen Sitten charakterisirender blutiger Vorfall wird vom „Kawkas" erzählt: Zwei geschworene Feinde, Gigo-Tscharti-Schwili und Sessika-Dartschia-Schwili, trafen sich in der Kirche. Nach dem örtlichen Usus pflegen sich Todfeinde bei einer solchen Gelegenheit zu versöhnen. Tscharti-Schwili trat auf seinen Todfeind zu und gratulirte ihm zum Feiertage. Dieser antwortete mit Verwünschungen und stieß seinen Dolch dem Gratulanten in den Unterleib. Der Verwundete flüchtete sich aus der Kirche, verfolgt von seinem Mörder. Ihm wird der Weg vom Sohne des Dartschia abgeschnitten, welcher einen Revolverschuß auf den Fliehenden abfeuert, aber statt diesen seinen Vater trifft. Das Publikum theilt sich in zwei Parteien, welche mit einander handgemein werden, wobei von der einen Seite 6, von der anderen 3 Personen getödtet werden.

— Welch entsetzliche Schädigung der Volksgesundheit durch den Genuß des Fuselbranntweins zugefügt wird, möge man aus einem dem „Frankf. Journal" zur Einsichtnahme verstatteten Privatbriefe einer in Schlesien lebenden Dame ersehen, welche, als Gattin eines dort domicilirten ehemaligen höheren Verwaltungsbeamten und noch in letzter Session Mitgliedes der nationalliberalen Partei im preußischen Abgeordnetenhause, aus eigener, zehnjähriger Anschauung und Kenntnißnahme über die „schreckliche geistige und körperliche Verkommenheit, die der durch Generationen genossene Branntwein auf die Bevölkerung ausübt," sich äußert: „Ein elendes, kleines Geschlecht mit widerlichen Gesichtszügen, skrophulös und verkommen; — das sind unsere Leute hier, lebend von Kartoffeln und Schnaps. Die kleinen Kinder bekommen einen Lutschbeutel mit Schnaps, damit die Mutter Ruhe hat, — die Schulkinder früh einen Schnaps statt des Kaffees, denn das ist ja bequemer als das Kochen. Sie glauben kaum, wie empört ich mich ob des „dritten Gläschens" fühle, das ein Fortschrittsmann neulich so ungern den armen Arbeitern genommen sehen wollte, denn das dritte Gläschen hat mir in meiner Wirthschaft und ebenso Anderen schon viel Unheil gebracht — übrigens wollen wir ganz von „Gläschen" schweigen und constatiren, daß die Leute am Tage ein bis zwei Liter trinken und zwar aus Wassergläsern. Der Branntwein oder vielmehr das aus Schwefelsäure gemischte Gift ist so billig, daß die Leute sich diesen „Luxus" wohl gestatten können — und ob daheim ein Dutzend Kinder hungernd, das ist ja gleich, dafür können Andere sorgen. Es ist hier am Orte ein gräßliches Proletariat; nicht durchzufinden durch das Elend und die Liederlichkeit, obgleich unendlich viel geschieht und zwar von allen Seiten."

— Eine erschütternde Familientragödie wurde dieser Tage vor dem Schwurgericht in Brest verhandelt. Der Angeklagte Franz Paul hatte sich im Jahre 1875 verheirathet, war zu Beginn des letzten Herbstes Vater dreier Kinder, das vierte wurde täglich erwartet. Das Elend war entsetzlich; Paul schuldete dem Bäcker für hartes Brod fünfzig Francs, er hatte keinen Unterstand, keine Kleider für sich und die Seinen. Paul beschloß, mit seiner Familie zu sterben. Die Frau verkaufte ihre Haare und erstand für den Erlös Holzpantoffel für die Kinder, damit diese den letzten Weg nicht barfuß anträten. Die Fünf schritten direct dem Meere zu, die Frau trug das jüngste Mädchen in den Armen. Paul hob Alle über die Böschung, dann stürzten sie hinab. Die Frau und die drei Kinder ertranken, Paul ward von den Fischern gerettet und half noch die Leichen der Vier aus dem Meere ziehen. Paul erschien nun, des Mordes seiner Frau und Kinder angeklagt, vor Gericht. Er sagte dem Präsidenten: „Quälen Sie mich nicht mit Fragen, binden Sie mir Hände und Füße und werfen Sie mich in's Meer, ich will nicht mehr leben!" Franz Paul, der auf den Knieen um Todesstrafe fleht, wird zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt. Mit unheimlichem Lachen sagt er: „Was thut's, in acht Tagen bin ich ohnehin wahnsinnig!"

— In grausiger Weise wird die verderbliche Wirkung langjähriger Einzelhaft durch nachfolgende Notiz illustrirt: „Mehrere Verschwörer, welche in London im Jahre 1875 einen Straßen-Auflauf verursachten, wurden damals zu längerer Freiheitsstrafe verurtheilt, einer derselben, ein Belgier Namens Ley, der mit seinem Bruder gleichfalls an der Sache betheiligt war, wurde ausgeliefert und kam in Einzelhaft. Jetzt wäre der Termin gekommen, wo der gegenwärtig 36 Jahre Zählende freigelassen werden sollte; allein man mußte von diesem Vorhaben abstehen, da Ley der menschlichen Gesellschaft durch die lange Einzelhaft so entfremdet ist, daß er Anfälle von Tobsucht bekommt, sobald er auch nur eine menschliche Stimme hört. Man brachte den armen Menschen vorläufig in ärztliche Behandlung."

Der Drommetenstoß.

Ballballade.

Ritterschloß — Binsenheim,
Strahlender Kerzenschein;
Ritter tanzen, Frauen mit,
In uraltem Ritterschritt.

Tanz ist aus; — bringet her
Vom Orchester inhaltsschwer
Plötzlich ein — Drommetenstoß;
Alles schreit: „Was ist los?"

„Feinde nah'n!" Einer schreit,
„Auf zum Kampf, auf zum Streit!" —
„Ruhe!" — so rufet laut
Spielmann jetzt — Alles schaut;

Und er frägt — unverfror'n:
„Wer hat 'ne Tournür' verlor'n?"

Militärische Stilblüthen.

Unterofficier (beim Schwimmunterrichte): Kerl, Du willst wohl die ganze Mosel aussaufen, — Deine Kameraden wollen doch auch noch schwimmen!

* * *

Hauptmann (beim Exerciren zu einem Soldaten, der sich beim „Griffe"-machen vernachlässigt): Wenn Sie Schlingel nochmal so'n Griff machen, dann schlage ich Sie todt und außerdem bekommen Sie zu Ostern keinen Urlaub.

* * *

Lieutenant (in der Instruktion): Müller was ist Muth? — Müller: Muth ist, wenn man am Querbaum Klimmzüge macht so lange, bis man nicht mehr kann und macht dann doch noch welche.

— Treffende Antwort. Er (erregt): Sicherlich warst Du dazu bestimmt, einen Idioten zu heirathen. — Sie (ruhig): Ja, und ich habe meine Bestimmung nicht verfehlt.

— Belohnte Solidität. Commis: „Wie theuer schreibe ich für Herrn Spitz den gefertigten Anzug an? Achtzig Mark?" — Schneidermeister: „Der Spitz ist ein anständiger Kerl, der bezahlt gleich und handelt nichts ab. Schreiben Sie neunzig Mark!"

— Aus dem Gerichtssaal. (Angeklagter, welcher seine Frau arg mißhandelt hat, giebt zu seiner Vertheidigung an, daß ihm seine Frau einen Brief verhehlt habe.) — Präsident: „Das ist keine Entschuldigung; man schlägt keine Frau eines einfachen Briefes wegen." — Angeklagter: „O bitte, Herr Präsident, es war kein einfacher, es war schon ein eingeschriebener Brief."

— Theures Andenken. Frau (zu ihrem Manne, der seine Papiere ordnet): Was hast Du denn da? — Mann: Theure Erinnerungen an unsere Hochzeitsreise. — Frau: Ach, Du süßer Mann, was für Erinnerungen sind das denn? — Mann: Die Hotelrechnungen.

— Die gute Tochter. Papa: Aber Lieschen, Du solltest Dich doch bemühen, ein artigeres Kind zu werden. Du weißt gar nicht, wie es mich betrübt, Dich immer so von Mama schelten zu hören. — Lieschen: Ach, Papa, Du solltest Dir nichts daraus machen; ich bin nicht so empfindlich. Die Hälfte von dem, was Mama sagt, höre ich gar nicht.

— Nach der Natur. Maler: Sie finden bei mir kein einziges Phantasiegemälde. Alles nach der Natur. — Kritiker: Aber das Bild dieses Cirkusreiters, der auf dem Kopf steht? — Maler: Ist nach einem Modell gemalt. — Kritiker: Nach einem Modell? Wie kann ein Modell in dieser Stellung so lange verharren? — Maler: Das einfachste Ding von der Welt. — Kritiker: Ich bekenne daß ich neugierig bin auf die Lösung dieses Problems. — Maler: Ich malte ihn stehend und wandte dann die Leinwand um.

— Widerspruch. Tante (die von ihrer Nichte am Bahnhof Abschied nimmt): „Und nun, liebe Bertha, leb' wohl! Sei recht vorsichtig, und wenn Du Dich in den Zug setz'st, gib Obacht, daß Du Dich nicht in den Zug setz'st!"

— Replik. Dichter: „Mein Herr, Sie werden mir jetzt Rede stehen. Sie sind es, der mein neuestes Lustspiel so schlecht gemacht hat!" — Recensent: „Nein, Verehrtester, das waren Sie selbst!"

— Berichtigung. In einem Militärspitale lag der Infanterist Gruber auf einem Bette, über dessen Kopfende irrthümlich der Name Müller stand. Gruber starb, und Tags darauf stand im Tagesbefehl zu lesen: „Infanterist Müller gestorben." Am nächsten Tage meldet der Unterofficier: „Ich melde gehorsamst, daß aus Versehen der Infanterist Gruber gestern für den Infanteristen Müller gestorben ist!"

— Freundschaftlich. Erster Opernsänger (zu einem Collegen): Meine Tochter hat meine Stimme geerbt. — Zweiter Opernsänger: Drum! Ich habe mich immer darüber gewundert, wo sie geblieben ist.

— Ein scharfer Kritikus. Nun, was sagen Sie zu unserem Organisten und seinem Spiel, Herr Doktor? — Derselbe scheint mir ein sehr christlich gesinnter Mann zu sein! — Woraus schließen Sie denn das? — Ei, weil seine Linke nie weiß, was die Rechte — spielt!

— Ausdauer. Ein Geschäftshaus erkundigt sich wegen eines Reisenden und erhält folgende Auskunft: „Der Angefragte ist sehr zu empfehlen; drei Mal ist er erst kürzlich in einem Hause herausgeschmissen worden, und das vierte Mal hat er doch ein Geschäft gemacht."

— Eingegangen. A: „Lieber Freund, können Sie mir zehn Mark wechseln?" — B: „Mit Vergnügen!" — „O, da können Sie mir sie auch leihen.

— Umschreibung. Sagen Sie einmal, lieber Freund, wer ist denn der Bauersmann, der in Ihrem Wohnzimmer sitzt? — Das ist der einzige Bruder meiner Tante von väterlicher Seite!

— „Ach!" rief ein halbverhungerter Künstler auf seinem Schmerzenslager, „Jupiter hat den Adler, Juno den Pfau, Minerva die Taube, Fortuna aber muß — den Staar haben!"

— In Schweden. In Schweden ist es bekanntlich Sitte, vor dem Mittagsessen belegte Brödchen und Schnaps zu reichen. Ein Deutscher, dem diese Sitte zum ersten Male begegnete, fragt: Warum gebt Ihr diese Sardellenbrödchen und Schnaps vor Tisch? — Schwedischer Wirth: Damit man Appetit bekommt. — Deutscher: O bitte, dann geben Sie mir dieselb[illegible]enn ich satt bin, damit ich noch mal [illegible]gen kann. Jetzt habe ichs nicht nöth[illegible]

— „Na, Ihr Buben, schämt Ihr Euch denn gar nicht, solchen Skandal zu machen! Hat Euch Euer Lehrer nicht gesagt, daß man sich anständig auf der Straße betragen soll?" — „Mir nicht — da muß ich g'rad' gefehlt haben."

— Immer praktisch. Baron: „Wir müssen nun bald scheiden, Fräulein Emmy. Ihr Wohl! Und ich bitt' um ein freundliches Andenken!" — Emmy: „Ach gehn's, Herr Baron! darum wollt' ich Sie ja grad' bitten, und zwar um ein recht schönes!"

— Doppeltes Interesse. — „Herr Principal, die mir gewährte Gehaltsaufbesserung liegt ganz entschieden auch in Ihrem Interesse!" — „Wieso?" — „Weil ich gesonnen bin, noch heute um die Hand Ihrer Tochter anzuhalten!"